

die Sprache Macchiavellis, Galileis, Vicos und Muratoris (vgl. auch S. 109).

An dem Beispiel der Sprache der hl. Caterina von Siena (in den *Lettere*) zeigt B. auch die Grenzen des sprachlichen Ausdrucks des Mystischen, indem für gewisse erhabene mystische Zustände ein adäquater Sprachstil fehlt. Den eigentümlichen Schwebezustand zwischen volkstümlichem und aristokratischem Stil bei Jacopone da Todi versucht B. aus der Persönlichkeit des Mystikers zu erklären. Als Beispiel der Stilmischung dient die Sprache Machiavellis im *Principe*, wo die an die Klassiker angelehnte Sprache durch einen persönlichen volkstümlichen, affektbetonten Stil unterbrochen wird, der zur Form des Aphorismus und der Sentenz führt.

Die Kunst- und Sprachbetrachtung B.s ist in jedem einzelnen Falle, sei sie nun breiter ausgeführt oder nur kurz skizziert, ungemein anregend, doch verschmelzen die Grenzen zwischen Kunstsprache, dichterischem Gehalt und kulturellem Milieu oft in einem Maße, das einer klaren Erkenntnis des Sprachlichen abträglich ist. — Zu S. 215: Das „Geheimnis“ der poetischen Sprache Leopardis liegt m. E. in der absoluten Beherrschung rhythmischer Nuancierung.

Hamburg.

Wilhelm Giese.

Eduard Wechssler, Die Generation als Jugendreihe und ihr Kampf um die Denkform. 1930. Quelle & Meyer. Geheftet M. 8, in Leinenband M. 9.

W. gibt zuerst eine Begriffsbestimmung der Altersgemeinschaft (Generation) als Trägerin des jeweils Neuen: „Als Jugendreihe tritt die Generation in den Kampf um die Formen von Leben und Weltdenken ein. Als Altersgemeinschaft befestigt sie sich, ergreift die Macht und lebt nachwirkend weiter.“ Den wesentlichen Vorgang, der sich dabei vollzieht, beschreibt W. als „Ausbruch der Gottheit“ in das Menschlich-Zeitliche durch begnadete und auserwählte Führer. Und das Eigentümliche dieses Ausbruchs ist, dass er „echte Freiheit“, „wahres Jungsein“ (*Vita Nuova*) ist, dass er „die wahre und einzige Vorsehung Gottes“, „Gnadenakt des Ewig-Schöpferischen“ ist, die keinem einzelnen Volk im besonderen zugute kommt. Denn „nie und nimmer darf ein einzelnes Volk sich rühmen, den echten Ring vor anderen zum Eigentum zu haben“. Dabei wird auch gesagt, dass unserem unerträglich zersplitterten Europa „aus neuem Jugendgeist neue menschheitliche Fülle und Liebe wachsen“ müsse. Dazu gehört nach W. ein Dreifaches: „Einmal das Bewusstsein der Einheit und geistigen Gemeinschaft unter den politisch scharf getrennten Völkern. Dazu die allgemeine Erkenntnis in Frankreich und England, dass ihre Nationalkultur für sich allein noch nicht Europa bedeutet, was sie stillschweigend oft als selbstverständlich anzunehmen scheinen. (Da man dort aus mancherlei deutschen Äusserungen ähnliche Vorurteile herausliest, scheint die Gewissenserforschung auch diesseits nicht unangebracht zu sein.) Und endlich dies, dass eine neue arbeitsfrohe und zukunftsreiche Jugend sich mit Ernst und Liebe um das Kommende bemühen muss.“

Am besten gefallen mir die oft vom grössten Verständnis getragenen Ausführungen über die Jugend, d. h. das Psychologische. Problematisch scheint mir vieles in dem Kapitel, das „Metaphysik des Jugendgeistes“ betitelt ist. Das letztere sucht Grundformen des Weltverstehens auf-

zustellen, ewig wiederkehrende Urmotive, in denen die Weltanschauungskämpfe zwischen Alten und Jungen ausgefochten werden. Auch hier ein starker Wille, aus der Welt des Lebens, des Willens, der beweglichen Körper und der festen Begriffe diese Formen abzuleiten, zu beschreiben und zu systematisieren. Ob es gelungen ist, vermag ich als Nichtphilosoph nicht zu entscheiden.

Bonn.

H. Platz.

Franz Dornseiff, Der deutsche Wortschatz, synonymisch geordnet. Lieferung 1. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter. 1933. 63 und 95 S. 8°.

Es ist eigenartig, dass Nachbarwissenschaften sich so gern auf dem Gebiete der germanischen Philologie tummeln. 1899 hat Bruno Liebich die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache zusammengestellt, 1918 P. Kretschmer eine Wortgeographie der nhd. Umgangssprache veröffentlicht; nun kommt Dornseiff mit seiner synonymischen Uebersicht über den deutschen Wortschatz. Dieses Buch ist ihm freilich nicht eigentlich Selbstzweck: es ist ihm Vorbereitung auf ein gleichartiges Werk über die griechische Sprache. Äusserlich betrachtet, wandelt er in den Bahnen des Engländers Roget und des Deutschen Schlessing. Diese verfolgen ausschliesslich praktische Zwecke. Dornseiff gibt zu, dass sein Werk auch solchen Zwecken dienen kann, beim Suchen „nach dem passenden Ausdruck“ Hilfe gewähren mag. Aber vor allem will er die Grundlage für wissenschaftliche Untersuchungen bieten. Er breitet vor uns einen ungeheuren Reichtum von Synonymen aus, geordnet in zahlreichen sachlichen Gruppen. So wird sich nun der Frage auf den Leib rücken lassen: Wie gross ist der Umfang unseres nhd. Wortschatzes in Rede und Schrift? Welche Vorstellungen haben besonders reiche Verkörperung erfahren? Wie verhält sich Abstraktes und Konkretes, usw.? Dann erst lässt sich die Begriffswelt des Deutschen mit der anderer Sprachen vergleichen. Die etymologische Forschung wird Förderung erfahren, die Erkenntnis der Wortbildung; stilistische Betrachtungen lassen sich anschliessen.

Vor allem aber wird der Wortschatz der Ausgangspunkt für die „Beziehungslehre“, die Onomasiologie, die Dornseiff der Semasiologie gegenüberstellt. Seine Einleitung beschäftigt sich besonders mit der Frage nach den Quellen der Synonymenfülle. Er ersetzt die „semasiologischen Schubfächer Bedeutungserweiterung und Bedeutungsverengung“ durch die Triebfedern „Kraftausdruck“ und „Emphase“. Das scheint mir sprachlich nicht besonders glücklich, denn ich fürchte, dass sehr viele Leute den Kraftausdruck gerade als eine besonders kräftige Form der Emphase betrachten werden. Sachlich werden mit diesen beiden Triebfedern die Ursachen des Bezeichnungswandels kaum erschöpft. Zu den „Mängeln sprachökonomischer Art“ gehört oft genug der Umstand, dass einem das überlieferte Wort nicht einfällt, dass man dann nach einem nur ungefähr passenden Wort greift und es so zum Synonymon macht. Die ausgiebige Beobachtung der mündlichen Rede, insbesondere der kindlichen Rede, würde Belege genug bieten. Ein höchst wertvolles Schriften- und Abhandlungsverzeichnis umfasst nicht weniger als 25 Seiten; es erstreckt sich bis ins Babylonische, Berberische, Chinesische.

Sehr erfreulich ist mir die Entschiedenheit, mit der Dornseiff das Fremdwort „Resultat“ verurteilt. Aber dann

sollte er doch nicht selber von einem Konträrindex sprechen, was höchstens der Inschriftenergänzer versteht, auch nicht vom „evozieren“ der Obertöne. D. erklärt mit grosser Sicherheit, dass für die ernsthafte Forschung es keinen Unterschied zwischen Lehnwort und Fremdwort geben könne. Ich muss beschämt bekennen, dass ich mich dann nicht zu den ernsthaften Forschern rechnen darf. Er meint, wenn man die fremden Wörter aus den europäischen Sprachen entfernen wollte, so wären das 50% ihres Bestandes. Hat er selbst oder jemand anders eine Zählung vorgenommen?

Nicht unnütz wäre es, wenn der von aussen Kommende beim Anführen älterer deutscher Sprachformen sich über deren Aussehen verlässigen wollte: ich kenne für *Dom* kein älteres *duomo* und ebensowenig ein mhd. *hochgezite*.¹

Giessen.

O. Behaghel.

M. Schönfeld, Historiese Grammatika van het Nederlands. Schets van de Klankleer, vormleer en woordvorming. Derde Druck. Zutphen 1932, Thieme. XLVIII u. 339 S. fl. 6.90.

Von dem vorliegenden Werke, von dem die erste Auflage 1921, die zweite 1924 erschienen ist, hat die deutsche Wissenschaft bis jetzt wenig Kenntnis genommen. Soviel ich sehe, ist in keiner deutschen Zeitschrift eine Besprechung erschienen. Das mag zum Teil am Verlag liegen; dem Litbl. ist jetzt zum erstenmal ein Besprechungsstück zugegangen. Aber seit dem Tode Johannes Francks hat man sich bei uns überhaupt um das Niederländische wenig gekümmert. Wie wichtig es für uns sein kann, hat für die Wortgeschichte eben Th. Frings in seiner *Germania Romana* dargetan. Und im besonderen verdient das vorliegende schöne Werk unsere Aufmerksamkeit. Es unterbaut die Darstellung der heutigen Sprache, indem es von den ältesten erreichbaren Formen des Germanischen ausgeht. Und es reicht hinab bis zu den heutigen Mundarten, deren Schilderung die moderne Mundartforschung, insbesondere die Mundartgeographie in reichem Maße zugute kommt, und es entstehen so besonders wertvolle und anziehende Teile des Buches. Auf weite Strecken hin sind ja die Erscheinungen und ihre Entwicklung gleichlaufend mit den Tatsachen des Deutschen. Aber es gibt doch zahlreiche Besonderheiten, wie das Suffix *-egge*, das aus vulgärlateinisch *-iga* stammt, und das Suffix *-ster*, das dem Ndl. mit dem Englischen gemeinsam ist und dessen Herkunft aus dem Typus *citharistria* E. Schröder klargestellt hat, Nd. Jahrb. 48, 1. Von Bedeutung ist mir bei Schönfeld die Leugnung einer anglofriesischen Grundsprache (S. XXIX). Das *aar* in *elkaar*, *mekaar* wird auf *ander* als eine Art von Allegroform zurückgeführt. In einigen holländischen Mundarten gibt es eine Art o-Umlaut: **riso* > *rëse* > *reus*.

Mit den Anschauungen des Verf., die über das Niederländische hinausgehen, bin ich mehrfach nicht einverstanden. Zu den besonderen Uebereinstimmungen zwischen Germanisch und Lateinisch soll es gehören, dass lateinischem *nox-aequinoctium* got. *nahts-andanahti* gegenübersteht; aber im Griechischen erscheint *μεσονύκτιον*. Die grosse Bedeutung der romanisch-germanischen Mischkultur im Frankenreich soll sich u. a. in der Entstehung des deutschen bestimmten Artikels aus dem Demonstrativ zeigen, aber

¹ Seit diese Zeilen geschrieben wurden, ist Lieferung 2 des wichtigen Werkes erschienen. Sie enthält als besonders ausreichenden Bestandteil ein 487 Seiten umfassendes Verzeichnis deutscher Pflanzennamen, mit Angabe des Ortes ihres Vorkommens.

dieser ist doch auch im Gotischen voll entwickelt. Eben- sowenig ist die Perfektschreibung auf romanischen Einfluss zurückzuführen, denn sie eignet auch dem Altnordischen. Ich halte es auch für bedenklich, die Diphthongierung von *ê—ô* auf romanische Einwirkung zurückzuführen; sie begegnet ja wieder im späteren Deutschen als rein heimische Entwicklung, s. meine Geschichte der deutschen Sprache⁵ 275. Ausfall vor *d* kann man doch kaum als Synkope bezeichnen. *ie* als Fortsetzung von got. *aiw* soll seinen Wandel der schwachen Betonung der Partikel verdanken; ich sollte aber meinen, dass gerade dieses Partikel stark betont war und ist. S. 78 taucht wieder die alte Grimmsche Meinung auf, dass ein Laut sich in Bewegung setzt, weil ein anderer ihm auf den Leib rückt. Gern möchte ich wissen, wie sich Sch. die flämischen *ie* aus *iu* erklärt: *lieden*, *ghehiere*, *stieren*; S. 153 wäre zu sagen gewesen, dass der Ausgangspunkt für Fügungen wie *ik heb het horen zeggen* bei dem ge-lo-sen Prät. *laten* liegt, vgl. meine Syntax II, 000. Bei dem Uebergang starker Verba zu schwacher Flexion hätte den Gründen nachgespürt werden können; nicht weniger als acht der angeführten Verba schliessen ihren Stamm mit Vokal, *h* oder *w*. Bei der Wortbildung fehlt ganz das wichtige Verfahren der Zusammenbildung. In bezug auf die „Imperativnamen“ kannte Sch. so wenig wie Gottschald und Bahlow meinen Nachweis, dass es sich hier meist nicht um Imperative, sondern um Ersparung eines *ich* handelt. Neuphilol. Mitteilungen 25, 123; Von deutscher Sprache 228.

Anmerkungen, die mehr als 60 Seiten einnehmen, beschliessen das Buch.

Giessen.

O. Behaghel.

Die altdeutsche Genesis, nach der Wiener Handschrift herausgegeben von Victor Dallmayr. Halle 1932, Niemeyer. (Altdeutsche Textbibliothek Nr. 31.) XIII, 183 S. 8°.

Endlich erhalten wir einen zuverlässigen Text der Wiener Genesis, den man sich nicht mühsam aus verschiedenen Veröffentlichungen zusammensuchen muss. Wir sind aufrichtig dankbar für die vortreffliche Leistung. Dallmayr hat sich fast durchaus des Eingriffs in den überlieferten Text enthalten, wo eine Aenderung nicht unbedingt nötig war. Als eine solche möchte ich allerdings auch die Einschaltung von *er* in v. 12 und von *daz* in v. 204 betrachten.

Dallmayr steht den Waisen und den Dreireimen zweifelnd gegenüber (gleich das erste Beispiel für beides 33ff. hat er freilich nicht hervorgehoben). Fast an keiner Stelle ist aber sachlicher Anlass zur Zufügung eines Verses. Man muss wohl die Erscheinung als vom Dichter gewollt anerkennen.

Giessen.

O. Behaghel.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titarel, herausgegeben von Karl Bartsch. 4. Auflage, bearbeitet von Marta Marti. 2. und 3. Teil. Leipzig 1929 u. 1932, Brockhaus. 306 und 322. S. 8°.

Die neue Ausgabe bringt etwas Neues gegenüber den früheren Ausgaben, ein nützliches, nicht weniger als 73 S. umfassendes Wortregister zu den Anmerkungen. Im übrigen hat die Herausgeberin seit dem ersten Band offenbar mancherlei zugerlernt; so ärgerliche Verstösse wie dort sind mir in den beiden neuen Bänden nicht mehr begegnet. Immerhin ist noch mancherlei zu beanstanden. Wenn es Pz. 399, 5 heisst: *die tuonz durch ir gesellekeit und lazen*